



Wiederhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 261.

Montag, 8. November

1926.

(1. Fortsetzung.)

Auf dem Eulenhof.

Roman von Richard Wenz.

(Nachdruck verboten.)

Mehr aber noch als die Geheimnisse des Mühlspiels reizte den in so ungewohnter Freiheit Schwelgenden das Studierstübchen seines Kameraden. Das war ein kleiner Bretterverschlag auf dem Speicher, in dem früher die feinsten Obstsorten des Eulenhofs aufbewahrt worden waren, die dicke, duftigen Schlotteräpfel aus dem Hausegarten und die süß-saftigen Butterbirnen vom sonnigen Scheunenspalier, für die sich jetzt immer so viele Käufer aus der Stadt einsanden, daß die Eulenhofleute selber kaum eine davon zu essen bekamen. Der frischgebackene Real Schüler hatte mit Einwilligung der Mutter das Obststübchen zu „seinem Zimmer“ einrichten dürfen; die Bretterwände waren mit einer billigen Tapete besklebt worden, und in diesem Gefäß brachte Adolf nun eine Sammlung von allen möglichen Raritäten unter. Da hing ein aus einer Seifentüte gefertigtes schwarzes gestrichenes Schränkchen mit allerlei Spirituspräparaten in Arzneiflächchen und Einmachgläsern: kleine Fische und Wasserinsekten aus der Mosel, Molche, Eidechsen und Salamander, eine Blindschleiche und als ganz seltenes Fundstück eine Maulwurfsgrille, die er hatte. Alles war säuberlich etikettiert und wissenschaftlich benannt und geordnet, nebenbei aber noch in ein Büchlein eingetragen, das die stolze Aufschrift „Meine naturkundliche Sammlung“ trug. Auch ein Schmetterling- und Käferkasten, zahlreiche Bilder aus alten „Daheim“-Bänden vom Großvater sowie einfache Stahldrucke in schmalen, schwarzen Glanzleisten zierten die Wände. Über dem Arbeitstisch aber, der zwar selten seiner eigentlichen Bestimmung diente, prangte ein großer, selbstgezeichnete „Zirkel“, ein verschönertes farbiges Z, und darunter stand in verzierten Drucksbuchstaben die Freiheit sei's Parier!

„Bon unserer Klassenverbindung!“ sagte Adolf dem erstaunt fragenden Jakob: „im nächsten Jahr werden wir uns auch noch Couleur zulegen; aber das muß ganz geheim bleiben; jeder wird auf Ehrenwort zum Schweigen verpflichtet, weil von der Schule aus Relegation darauf steht.“

„Raucht ihr denn auch?“ forschte Jakob in großzügiger Verständnislosigkeit.

„Aber nichts dem Vater verraten!“ flüsterte Adolf ihm zu und schloß dann eine Kiste in der Ecke auf, die unter einem Kunterbunt von allerhand schadhaftem, altem Gerät und Werkzeug, von Büchern, Schachteln, Steinen und Muscheln eine iridene Pfeife und ein Päckchen Duisburger Reiterstab barg.

„Wenn du willst“, versicherte er sich der Verschwiegenheit seines Kameraden, „dann lauf ich auch dir morgen so einen Nutz, und dann können wir hier oben immer ganz sein den Rauch aus'm Dachfenster rausblasen.“

Jakob war einverstanden und war sehr glücklich, daß ihn Adolf in dies Geheimnis eingeweiht hatte.

„Bringt mir nur keine verkehrt Art in den Jung!“ warnte der Vater, als Jakob einmal von den Herrlichkeiten des Studierstübchens schwärzte, „der soll'n richtig Bauer werden und braucht so Fissimatentchen mit. Das ist was für die Papieren von dem Adolf seiner Sort, und die kann ich portug mit leiden.“

„Gott, es sind ja Kinder“, begütigte ihn die Mutter. „Siehst es ja an dem Adolf, wie früh einer falsch geraten kann, und die Elis hat auch schon so seine Nauken im Kopf. Jawohl! die Art aus'm Schulhaus! Aber nit die vom Eulenhof!“

„Wenn's nun doch einmal nicht drinsteht, was ist daran zu ändern?“

„Wer auf'm Bauernhof gewachsen ist, da sieht es von selber drin. Sollst dir nun mal den Heinrich Köster angucken. Der schafft mit seinen sechzehn Jährchen schon wie'n Alter, und der sieht nur auf'm Pachthof, der nit sein eigen ist.“

„Er hat auch früh dran gemußt, wo der Vater seit jeho so bettlägerig ist.“

„Stimmt“, schloß der Eulenhöfer trocken. „Uniere zwei haben's zu gut. Aber ich zieh mit dafür den Jakob. Dann geht's wenigstens so lange nach meinem Kopf, bis ich die Augen mal zutu. Nachher könnt ihr den Hof ja zuschanden gehen lassen.“

Er stand auf und ging mit schweren Schritten in der Stube auf und ab. Als er dann nach einer Weile mürrischer Personenheit das Vieh von der Weide in den Stall trieb, hörte man, daß er den Tieren freundliche Schmeichelworte zusprach.

2.

Der Eulenhof war ganz oben in die sanft auslaufende Mulde eines Seitentales der Mosel eingebettet.

An seiner Stelle hatten einst uralte Eichen gestanden, und die Kinder des Dorfes glaubten damals nicht anders, als daß in den hohen Stämmen der Bäume die bösen Nachteulen ihre Nester hätten, die den kleinen Ausbleibern abends die Augen aushackten.

Ob's nun die Eulen waren oder das herumziehende Volk, die Kesselflicker und Zigeuner, die dort immer ihre Rast hielten, genug: in Jahr und Tag hatte sich nie ein Kind in dem Tälchen blicken lassen, und auch als die Eichen gefällt worden waren, galt es noch immer für verrufen.

Dann war oben auf dem Berge ein großes Ackergrundstückeigert worden, und weil dem neuen Eigentümer, der als fetter Bauer aus dem Maisfeld kam, das Gutsbüschchen darauf zu klein und baufällig gewesen war, so hatte er sich gerade das wettergeschützte Tälchen ausgesucht, um darin ein behäbig breites Haus mit Wirtschaftsgebäuden zu errichten.

Die Dörfler sagten zwar, daß da, wo Eulen und Zigeuner gehaust hätten, doch kein anständiger Christenmensch wohnen könnte; aber der Maisfelder Bauer war ein Eigener und meinte:

„Grad darum gefällt's mir ja so gut.“

Und um das den Leuten glaubhaft zu machen, ließ er über der Haustür einen Mendiger Stein einmauern, auf dem wahrhaftig eine griesgrämige Eule ausgehauen war.

Die hatte dem Eulenhof seinen Namen gegeben, einen Namen zwar, der ganz und gar nicht zu seinem Wesen paßte; denn seine Front mit dem stets freundlich weiß getünchten Fachwerk bot sich breit den Strahlen

der Morgensonne dar. Über die Gebäude hinaus bis in die Hochebene aber dehnte sich das Mattengrün quellenreicher Wiesen, an das sich ringsum die zweite Ackerflur anschloß. Talab führte ein Weg zwischen sauber gepflegten Weinbergen einher, in das große Winzerdorf hinunter.

"Dorf" sagte zwar nur der Eulenhöfer; die recht-mäßige, amtliche Bezeichnung war „Gleden“, denn viermal im Jahr wurden dort Kram- und Viehmärkte mit nachfolgender Tanzmusik abgehalten, und wenn es einen guten „Herbst“ gegeben hatte, dann feierten sie nach Martini eine ganze Woche lang auch noch das weit und breit bekannte Winzerfest, das einzige an der ganzen Mosel. Aber was fragte danach der Eulenhöfer? Was ging den das Winzerfest an! Er war ein Bauer. So sehr die Dörfler dort unten Wert darauf legten, Winzer genannt zu werden, ihm durfte keiner damit kommen, für ihn waren die paar Wingerte beim Eulenhof, ebenso wie die vom alten Lehrer Schüller geerbt, etwas ganz Nebensächliches. Die große gelegnete Ackerflur auf dem Berge war sein Reich, und Bauer sein war für ihn wie König sein. Nicht aus dem Gefühl des Besitzenden heraus, sondern im Stolz und zugleich in der Demut, eins zu sein mit dem Boden, darauf er gewachsen war.

So kam es, daß er bereits seit Jahren den Weg zum Gleden weit seltener ging als irgendeinen anderen, und nur, wenn er mußte, zu Versteigerungen und Amtsterminen, ließ er sich mal vor den Dörflern sehen. Dadurch aber war er denen mit der Zeit ein ganz Fremder geworden.

Über den fruchtbaren Feldern und den blumigen Rainen jitterte die Sommerhitze. Aus dem knisternden Korn flang tausendfach das Zirpen der Grillen, und wie glitzernde Pünktchen hingen die Lerchen mit ihrer niederkollenden Brust im unendlichen Gottesblau.

Der Eulenhöfer hatte lange sinnend am Saum der sonnigen Feldbreite gestanden, während unten beim kühlen Brunnenstroh der Kinderweide, wo das Gold der fetten Dotterblumen aus dem Grase leuchtete, seinem Sohne der erste Frühlingstraum zerfloss.

"Ich weiß, Jakob", sagte er zu seinem ihn tröstenden Kameraden, "von alldem, was ich mir so schön zusgedacht hatte, geht mir auch nicht ein Quentchen in Erfüllung."

"Du meinst das nur, Adolf, dein Vater hat ganz sicher nichts gegen dich."

"Hätt' er's nur! Aber ich bin ja gar nicht mehr da für ihn; er sieht mich ja gar nicht mehr. Früher, daß dacht' ich immer, wenn er mich nur mal in Ruh lassen wollt', wenn er doch mal nicht mehr über mein Schulgehen so frakeelen tät, und heute — ach, ich wär' ja richtig froh, wenn er schon mal 'n bös Wort zu mir sagen tät. Nur was sagen soll er! Aber seit du da bist, Jakob . . ."

"Dann wünscht' ich wahrhaftig, er hätt' mich nie geholt, wenn ich dadran schuld sein soll."

"Schuld? Nein, schuld bist du gewiß nicht dran. Was kannst du dafür, daß ich nun einmal keinen Sinn und Verstand für all den Kram hier hab'. Und du hast es."

"Das dankt der Teufel! Wo ich so angebunden war in meiner ganzen Schulzeit. Hier hab' ich das erstmal freie Luft zu schnappen gekriegt. Und wie gut hab' ich's bei euch! Weißt du, da hat man hirtig Lust an was."

"Ich gön' dir ja auch gern und gön' auch dem Vater, daß er einen hat, mit dem er planen und überlegen kann. — Wenn er mit meins nur auch so gönnen wollt!" "Er läßt dich doch gewähren."

"In etwas nicht, wenn er's mal gewährt wird. Wenn ich eines Tages komme und — Jakob, was meinst du wohl, wenn er mal was von — von der Lydia Börner hört? Was er dann tut?"

"Sag's ihm doch mit, Adolf!"

"Ich hab' der Mutter gesagt; ich konnt' nicht anders." "Das hast du?" fragte Jakob zweifelnd.

"Ich hab' ihr gesagt, daß mich ihr Bruder mit ins Haus genommen hätt' daß die Frau Kommerzienrat so nett gegen mich wär', und daß wir fast jeden Nachmittag zusammen in die Rheinanlagen gingen, na, und

grad heraus, ich hab' ihr auch gesagt, ich tät mich mit der Lydia verloben, wenn ich die Schule mal durch hätt'!" "Hast du das wirklich gesagt?"

"Oder nein, das Letzte noch nicht, dazu habt' ich keinen Mut, aber ich sag' ihr auch das noch."

"Was meint denn deine Mutter dazu?"

"Sie sagt: 'Vah auf, daß der Vater nichts hört. Du weißt, wie der von den vornehmen Städteleuten denkt.' — Und nächsten Sonntag wollt' doch die ganze Familie eine Tour hierher machen. Ich weiß nicht, was ich jetzt anfangen soll. Am liebsten ging ich auf und davon."

(Kortleuna folgt.)

Carpe diem.

Lah dich erinnern nicht vergebens,
Ob Leid, ob Freude dich umspinnt,
Dah aus dem Becher deines Lebens
Mit jedem Tag ein Tropfen rinnt.

Ist es auch täglich nur ein Tropfen,
Ein jeder will im Scheidelicht
Noch einmal an dein Fenster klöppeln —
Sei klug, und überhör' es nicht!

Rudolf Liebisch.

Die Taxusperlen glühen.

Von Dr. Johannes Kleinpaul (Leipzig).

Alte Bäume pflanzt man nicht mehr um."

Auch in Frankfurt a. M. weiß man das, und dennoch ... Ein Menschenalter ist das jetzt wohl her, da wurde dort ein neuer Botanischer Garten angelegt und aus dem alten dessen Hauptstück dahin verpflanzt: eine vielhundertjährige Eibe. Ein Ereignis an sich stiller Art, das aber laut von sich reden machte; ein äußerstes Wagnis und aller schwierigstes Beginnen. Mitamt dem ganzen gewaltigen Erdklumpen, in dem er wurzelte, wurde der haushohe Baum ausgehoben, behutsam umgelegt und eine weite Strecke gefahren, und dann wieder genau so aufgerichtet, wie er vordem seit unberechenbarer Zeit in Sonne, Wind und Wetter stand. Und hier ein Wunder: kein Ast wurde dabei gebrochen, fast kein Zweiglein geknickt. Als habe die Alte überhaupt nichts von alledem gemerkt, prunkt sie weiter Jahr für Jahr in köstlichem Glidemeide, von tausend und abertausend himbeerroten, funkelnden und leuchtenden, wie aus Wachs geformten Perlen überläst.

Dah ist alle diese Mühsal so gut überstand, verdankte sie in der Haupsache sich selbst: ihrem überaus zähen und biegamen Holze; ihr Vorteil, der augleich alter andern Schichthal war. Infolge dieser Eigenschaft wurden in der „guten alten Zeit“ die anders, doch nicht besser war als jetzt, aus Eibenhols alle Bogen geschmiedet. So erhielten im Jahre 1532 die Nürnberger Christoph Fürrer und Leonhard Stockhammer durch kaiserlichen Erlass das ausschließliche Recht, in Niederösterreich zu diesem Zweck Eiben zu schlagen. Sie besorgten das ausgiebigst, da sie nicht sicher waren, wie lange ihnen dieses kostbare Privileg erhalten blieb; 36 650 Bogen führten sie innerhalb zwei Jahren aus. Andere verfuhr ebenso anderswo, mit dem Erfolg, daß schon im Jahre 1560 der Leipziger Eibenbogenhandel ins Stöcken geriet und um die Jahrhundertwende kein Eibenwald in deutschen Landen mehr zu finden war.

Anders dermaleinst, als der römische Geschichtsschreiber Julius Cäsar wohl infolge des massenhaften Vorlommens dieses besonders dunklen Adelholzbüches Germaniens Wälder düster nannte. Derselbige und lange noch standen sie überall zuhauf: Eibenberg und Eibental, Eibenstein und Eibenstock, Iberg, Ibenbagen, Ibenhain und Ibenhorst sind heute noch davon. Jetzt stehen sie nur noch vereinzelt im wilden Walde; am häufigsten im Erzgebirge, im Harz und im Bayernwalde, in besonders großen Beständen im Bodetal, bei Paterzell in Oberbayern, und im Jägersbuch (Eibenbusch) der Tuchlerheide. Doch wie selten, daß dort überall ein Wandersmann sie erkennt! Nicht anders in den alten Prunkgäerten mit ihren Taxusbeden — zu Galerien, Lauben, Pavillons und ganzen Sälen frisiert —; kaum einer, der das bewundert, weiß, was er sieht. Und erblickt er um die jetzige Zeit eine Taxus baccata in vollem Schmuck, begegnet er ihr mit stummem Staunen!

Die Eibe ist der Urbau des deutschen Waldes. Doch nur wenige haben jene Heimlichkeit überdauert bis auf unsere Tage. Die berühmteste unter ihnen die auf dem ehemals Peccarinischen Gartengrund in Wien, die Alexander v. Humboldt bewunderte und beschrieb, die mächtigte die zu

*Statol-Dennerobodt in der Oberlausitz, ein Meter hoch und
zum Meter dick, rund um den Stamm unter den Zweigen.
Wie alt diele, läßt sich nur abnend mit äußerster Mühe be-
stimmen, denn nur in den ersten 150 Jahren nimmt der
Eichenstamm jährlich um eine Linie — 0,23, 125 Zentimeter —
an Dicke zu, dann kaum noch merklich; da hält es schwer,
Genaues zu errechnen.*

*Ulalt wird die Eibe; ihr Name bedeutet „ewig“. Daher
galt sie unseren Ahnen als Lebensbaum und als — Toten-
baum. Nicht von ungefähr, daß einige der ältesten ihrer
Art — in England auf alten Gottesäckern stehen!*

*Noch anderes kommt da hinzu; alles an der Eibe ist
giftig, außer ihrer Frucht. Das spürt schon, wenn eine ihrer
spitzen Nadeln den Finger rößt. Wer in ihrem Schatten
schlummert, wacht nie wieder auf.“ Eibensalat trank der
Eburonenenkönig, um nicht lebendig in die Händer der Römer
zu fallen.*

*Ulalt ist auch der Eibe Kult. Der Tempel zu Eleusis
wurde von Priesterhand mit immergrünen Eibenzweigen
geschmückt, die Furien schwangen beim Tanze Fackeln aus
Eibenhölz. In der altnordischen Götterstadt Asgard war
der Markt mit Eiben rund umgestellt.*

*So alter Glauke, dem sich leicht Aberglaube gesellte. Wer
sich vor bösem Zauber bewahren wollte, trug einen Splitter
von der Eibe auf dem bloßen Leibe. Auch den roten Beeren
schrieb man geheime Kräfte zu: „Wenn manches Mägdlein
wüst“ . . . Nur die Krammelsvögel schmausen sie und
verbreiten so ihren Samen.*

*Einsam, düster, unauffällig steht die Eibe im Walde;
am besten erkennbar ist, wo Busch und Baum sich lichten.
Vor allen dem Forstmann sieb:*

Und seh' ich dich so mannhaft steh'n,
Achtlos für alles rings auf Erden,
Dann mein' ich in dich aufzugehn,
Und, harter Baum, du selbst zu werden.“

Ein Reiseabenteuer.

Bon Hugo von Köller.

Während meines 32jährigen Aufenthalts im Orient habe
ich, besonders von Konstantinopel aus, häufig die Reise über
Wien nach Berlin und zurück gemacht. Auf dem Landwege
über Sofia, Belgrad usw. war mir die an den Grenzen übliche
Spieldisziplin der Zollbeamten bereits soweit bekannt, daß ich
— nun sagen wir: nie etwas zu verzollen hatte! Am
sympathischsten war mir die türkische Zollrevision, weil ich
mich mit den türkischen Beamten stets am leichtesten verständigen konnte. Ich befürchtete nicht nur ihre Sprache, sondern
kann auch nur zu gut die höchste Autorität aller türkischen
Zollbeamten — den allmächtigen „Baltschisch“ (Trintgold). Dies galt besonders, wie schon angedeutet, für die Zollämter
auf dem Wege von Konstantinopel über Bulgarien, Serbien
und zurück.

Nun trat aber einmal der Fall ein, daß während einer
meiner Reisen nach Deutschland irgendwo in Westeuropa
einige Cholerasfälle vorgelommen waren. Darauf reagierte
die Türkei, wie üblich, mit schärfsten Quarantänemaßnahmen.
Auch Bulgarien errichtete eine fünftägige Quarantäne an
seinen Grenzen. Und als ich nach Konstantinopel zurückreisen
wollte, hätte ich auf dem üblichen Landwege sowohl an der
bulgarischen wie an der türkischen Grenze eine Quarantäne
von je fünf Tagen durchmachen müssen. In einem Reisebüro
in Wien, wo ich mich nach der zurzeit begrenzten Reiseroute
nach Konstantinopel erkundigte, erfuhr ich, daß auf dem Wege
über Saloniki nur eine Quarantäne von fünf Tagen an der
türkisch-serbischen Grenze in dem kleinen Ort Sibetische durch-
zumachen sei, und daß man von Saloniki dann unbehindert
mit dem Dampfer nach Konstantinopel fahren könne. Ich ent-
schloß mich also, durch die wildromantischen Gegenden über
Sibetische, stützlich nach Saloniki zu reisen.

Die Quarantäne-Station bei Sibetische war über alle Be-
griffe primitiv eingerichtet. In geosken, idiosyncratically zusammen-
geklammerten Baracken, in denen maßlose Unsauberkeit herrschte,
sollte man mit Krebs und Fleisch seinesin haben. Man stelle
sich nur vor, was unter „Krebs und Fleisch“ im Orient zu ver-
stehen ist, dann wird man es begreifen, daß ich mit vermittelst
meines guten Freundes Baltschisch ein kleines Zelt irgend eines
Quarantäne-Aufsehers verschaffte, in dem ich für mich allein
einen Unterschlupf fand. Mit Nahrungsmitteln, Konserven,
Tea und — das wurde später mein Verhängnis — einer über-
großen Tüte mit Streuzucker hatte ich mich schon in Wien für
fünf Tage versieben. Die Quarantäne-Station war mit Sol-
daten umstellt, sodass der Versuch eines Spaziergangs nach
dem Ort Sibetische mit Lebensgefahr verbunden gewesen
wäre, denn die Quarantäne-Maßnahmen waren ja von dem
um seine Gesundheit so besorgten Sultan Abdul Hamid selbst
befohlen!

abholen. Um dies herum erstreckte sich meine Bewegungsfrei-
heit nur auf einige Quadratmeter. Die einzige Freiheit, die ich mir leistete, war die, daß ich an jedem Morgen wenn
der türkische Arzt zur Revision kam, um nachzusehen ob noch
nicht einer von uns an Cholera erkrankt war, diesen einsau-
lungen versuchte. Der Arzt durfte sich den Quarantäne-Ge-
hangenen nur bis auf drei Schritte nähern, somit er mit einem
von uns in Berührung, so mußte er selbst für fünf Tage in
Quarantäne geben. Ich amüsierte mich nun immer damit, den
uligen Kreti beranguloden, bot ihm Zigaretten an und tat
alles, um seiner habhaft zu werden, aber — immer vergebens.
Er war mächtig vorsichtig. Tat ich einen Schritt auf ihn zu,
so kniff er aus, wie ein Schaf vom Wolf. Sonst war es zum
Auswischen langweilig, und die Perversion steigerte sich von
Tag zu Tag. Als endlich der letzte Tag anbrach, war man
schon derart zermürbt und müde, daß eine reine Freude
über die endlich wiedererlangte Freiheit gar nicht mehr auf-
taum. Ich benutzte den Vormittag dazu, alle Überreste meiner
Nahrungsmittel, darunter auch die ominöse große Tüte mit
dem Streuzucker ließ sorgfältig wieder in die Kiste zu ver-
packen, in der ich sie aus Wien mitgebracht hatte. Den starken
Deckel legte ich nur lose auf die Kiste, denn wir mussten ja
noch das türkische Zollamt passieren, bevor wir auf die Bahn-
station von Sibetische hinübergelassen wurden.

Ich verließ mein Zelt in übelster Laune, die dadurch nicht
gerade besser wurde, daß ich meine sämtlichen Habeligkeiten
in brennender Sonnenglut selbst zur Zollstation tragen mußte:
Kofferträger oder sonstige dienstbare Geister gab es in der
Quarantäne-Station natürlich nicht. Schweinertreibend wütend
und nichts weniger als baltschischfreudig stellte ich meinen
Koffer, die Kiste und Handtasche auf den Revisionstisch vor
den Zollbeamten.

„Haben Sie etwas zu verzaubern?“ fragte mich der Mann
im Tes. „Nein,“ antwortete ich unfreundlich. „Was ist in
dieser Kiste?“ — „Reise von Nahrungsmitteln“ — „Zeigen
Sie mal,“ forderte der Beamte weiter und streckte die Hand
nach der Kiste aus. Ich nahm selbst den Deckel ab und lagte
schoß: „Richts anfangen! Was Sie jehen wollen, werde ich
selbst auspaden.“ Aber schon geschah das Unheil. Der
Türke langte mit der Hand in die Kiste, faßte ausgerechnet
den Zivilfeder der Tüte mit dem Streuzucker und sog daran. Die
Tüte riß und die Hälfte des Zuckers zerstreute sich über den
Inhalt der Kiste. Wütend riß ich nun die Tüte ganz heraus
und schüttete den Rest des Streuzuckers dem Zollbeamten ins
Gesicht, so daß sein schwarzer Bart im Nu zu einem weißen
wurde. Da verließ auch den Türk sein Phlegma, er langte mit beiden Händen nach meinen Rödaufschlägen. Ich ließ mich
hinterziehen und schlug ihm mit dem Kistendeckel recht unsanft
auf die Finger. — Der Skandal war da! Schon hatte mich
ein Gendarm am Kragen und erklärte mich für verhaftet.

Das war höchst peinlich für mich und ich sah leider zu
spät ein, daß ich eine Torheit begangen hatte. Meine gesell-
schaftliche Stellung in Konstantinopel war eine derartige, daß
mir so etwas nicht passieren durfte! Ich mußte unbedingt die
Sache irgendwie redressieren.

Da erschien, angelockt von dem Lärm, in gravitätischer
Haltung ein ehrwürdiger Türk, augenscheinlich der Vorsteher
dieses Zollamts. Nachdem er erfahren, um was es sich han-
delte, erklärte er mir, daß ich mich einer strafbaren Handlung
schuldig gemacht habe. Das wußte ich selber, suchte mich aber
damit zu entschuldigen, daß der Zollbeamte mich vereist habe.
Unter keinen Umständen durste ich jetzt der Sache ihren Lauf
lassen, das hätte für mich die unangenehmsten Folgen haben
können. — Ich bat also den Zollvorsteher um eine Unter-
reduna, und er nahm mich mit in sein Bureauzimmer.

Jetzt konnte nur die größte Freiheit helfen! Auch schien
es mir nun die höchste Zeit, zum Retter „Baltschisch“ Zuflucht
zu nehmen. Ich stellte mich dem Beamten vor und erzählte
ihm von meiner Position in Konstantinopel. Dann fügte ich
hinz: „Efendim, ich muß mir die Verhaftung vorläufig ge-
fallen lassen, nur muß ich Sie bitten, sofort ein Telegramm
nach Konstantinopel befördern zu dürfen. Ich werde im Palais
des Sultans in Ildis erwartet. Da ich nun hier festgehalten
werde, muß ich in Ildis eine Erlösung für mein längeres
Fernbleiben geben. Ich bitte um Papier, Feder und Tinte,“
dabei ließ ich — verheißensich — einige Goldstücke auf den
Tisch gleiten.

„Efendim!“ rief der erschrockene Beamte aus. Sein Mund
blieb offen stehen, er konnte nicht weiter sprechen. Ich hörte
ihn nur unzusammenhängende Worte murmur, wie „Ildis
— Sultan — Allah! Allah!“ Nachdem er sich von
seinem Schrecken erholte hatte, sagte er sehr höflich: „Efendim,
bitte kommen Sie jemi mit mir.“ — Die Goldstücke waren in-
zwischen verschwunden.

Gemeinsam mit mir ging der ehrwürdige Beamte in den
Zollraum zurück. Er blinzelte seinem Untergebenen zu und

sagte laut: „Die Reiseeffekte dieses Herren sind lärmlich revisiert. Alles ist in Ordnung!“ Zu mir gewandt fuhr er fort: „Ich wünsche Ihnen glückliche Reise.“ und drückte mir die Hand. Dann beahlte er einem seiner Leute, meine Sachen bis in mein Eisenbahnabteil zu bringen. Der Gendarm begleitete mich bis zum Türe und grüßte höflich, als ich abfuhr.

Allerlei vom Schneiderkarpfen.

Bon Ernst Edgar Reimerdes (Celle).

Wegen seines reichen Gehalts an Fett und Eiweißstoffen hat der Schneiderkarpfen, wie der Volksmund den Hering zu nennen pflegt, als Fleischersatz von jeher eine Rolle gespielt. Während er in jener Zeit, als wir wirtschaftlich noch alänsend standen, meist nur von der ärmeren Bevölkerung gebührend gewürdigt wurde, hat er schon während des Krieges als Nahrungsmittel erheblich an Bedeutung gewonnen. Gegenwärtig aber sind Millionen von Deutschen neben der Kartoffel auf den Hering angewiesen, der ihnen das teure Fleisch ersparen muss.

Der Hering, der in verschiedenen Arten in allen Meeren anzutreffen ist, kommt am häufigsten in der Nord- und Ostsee vor. Die beste Sorte wird an der Küste Schottlands gefangen; sie erfreut sich bei uns unter dem Namen Schotten besonderer Beliebtheit. Holland liefert ebenfalls ausgezeichnete Heringe, während die sogenannten Norweger weniger gern gefaßt werden. Bekanntlich wird die Herringfischerei seit langer Zeit auch auf deutschem Boden betrieben; sie fand zuerst 1552 in Emden Eingang, nachdem die vom Holländer Willem Bödel erfundene Methode des Einzalsens bei uns in Aufnahme gekommen war. Während der französischen Fremdherrschaft wurde die Emdener Herringfischerei völlig eingestellt, 1814 aber lebte sie zur Freude der Ostseestädte wieder auf.

Ursprünglich wurde der Hering nur in frischem Zustand gegeben, bis Bödel gegen Ende des 14. Jahrhunderts das nach ihm benannte Einpökeln erfand, das aber bereits um 1300 in hanseatischen Urkunden erwähnt wird. Seinen Namen erhielt der Hering, der (wie heute noch in Norwegen) ursprünglich Sill hieß, von dem Ring, den der sogenannte Padmeister früher in jede Tonne mit Heringen einbrannte. Den feinsten Geschmack haben Matiesheringe, d. h. Jungfernheringe, die noch nicht gelaicht haben und deshalb besonders fett sind. Als Vollheringe bezeichnet man die Tiere, die kurz vor dem Laichen stehen und noch Rogen und Milch haben. Wenn sie den Laich abgelegt, d. h. ihre Vater- und Mutterpflichten erfüllt haben, nennt man sie Ibilen. Dies ist die magere und schlechteste Sorte. Früher glaubte man, der Hering lebe nur im Polarmeer und beginne von dort aus jedes Jahr unter Führung sogenannter Herringkönige seine Wanderung längs der Küste Grönlands. In der Nähe Islands teile sich der Zug, von dem ein Hauptarm den Weg westlich nach Amerika, der andere östlich nach der Küste Norwegens einschlägt. Wir wissen heute, daß dies eine Fabel ist und daß die Herringkönige sog. Bandlische sind, die nichts mit den Heringen zu tun haben. Bevor der Hering bei uns in Massenfahrung wurde, sah er, wie manches andere Gericht, auch auf die Tafel der Großen. Die sächsischen Kurfürsten erhielten jedes Jahr vom Rat der Stadt Leipzig ein Paket Heringe als Präsent. Wie beliebt diese Gabe bei Hofe war, geht aus einer Anordnung des Kurfürsten August vom Jahre 1554 hervor, wonach ihm, da er sich gerade auf Reisen befand, die Heringe sofort nachgeschickt seien. Zu jener Zeit, als er als Nahrungsmittel noch wenig Beachtung fand, hatte der Hering in der Volksmedizin große Bedeutung, man glaubte (und glaubt heute noch), mit seiner Hilfe allerlei Krankheiten kurieren zu können. Bereits unter die Fischiohlen gebunden, sollte er die Wassersucht sowie bei Fieberkranken die Höhe „verzehren“; vor dem Schlatengeben genossen, den Husten vertreiben. Heringssirber, vermischt mit Honig, gebrauchte man bei Zahnschmerzen, und gegen Magenschwüre als man einen Monat hindurch jeden Morgen ein Heringshorn. Aus mit Butter gerösteter Heringsmilch bereitete man eine Salbe gegen entzogene Glieder, aus gerösteten Heringsknochen ein Pulver gegen Falloch. Mannische Verwendung fand auch die Heringsslate, äußerlich gebrauchte man sie gegen frische Brandwunden und andere Verletzungen, gegen Schlaugenbit, Geißwüre, Drüsenausschwellungen, ja sogar gegen Krebs und Krebs, verdünnt mit Wasser zu heißträglichen Bädern. Heute noch wendet man sie, angeblich mit Erfolg, bei Halskrankheiten (Diphtherie) an. In Berlin glaubt man, durch eine Heringsmilchkur Schwindfucht heilen zu können, und daß ein Hering gegen den bösen Rachenraunter ausgezeichnete Dienste leistet, hat schon mancher erprobt.

Gesellschaft und Mode

Kleide dich nach den Augen! Ein französischer Maler, der zugleich ein berühmter Modedesigner ist, bat den Frauen einen neuen wertvollen Fingerzeig für die Auswahl der Toiletten gegeben, die sie am besten tragen. Wenn man im Zweifel ist, so richte man sich nach den Augen!“ sagt er. Die Farbe der Augen ist bei den einzelnen Menschen außerordentlich verschiedenartig, und ein genaues Studium zeigt, daß kein Mensch braune, blaue oder schwarze Augen hat, sondern daß leichte Nuancierungen der Farbe dem Auge den besondern Ausdruck verleihen, daß Töne von grau, grün, bernsteinfarben usw. mitsprechen. Die Augenfarbe ist aber nun das einzige Unveränderliche in den Wandlungen, die die Frau in ihrer Erscheinung herbeiführen kann. Die Farbe der Augen kann man nicht verändern, und daher ist dieser Farbenton „der rubende Pol in der Erscheinungen Flucht“, die einzige feste und sichere Grundlage, von der aus man die ganze „Zusammensetzung“ des Äußeren vornehmen kann. „Die kluge Frau stellt an ihre Augen viele Fragen, wenn sie eine neue Toilette wählt,“ erklärt dieser Kenner, „und sie wird stets die richtige Antwort erhalten. Hat sie graue Augen, so rufen diese laut nach einem Abendkleid von Silberlamé und einem Pelz von Rauchfuchs. Aber es gibt auch hellere Töne des Graus im Auge, die eine Bevorzugung stärkerer Farben verlangen. Blaue Augen rufen fast immer nach blauen Stoffen, die sich in so zahlreichen Schattierungen darbieten. Es gibt aber auch gewisse blaue Augen, zu denen opalne und saphirene Töne die einzigen richtigen sind. So läßt sich für jede Farbennuance des Auges der harmonische Ton finden, der sowohl in der Kleidung als auch in der Färbung des Haares und in der Art des Schminkens eingehalten werden muß. Wer also unjünger ist, was ihn am besten kleidet, der vertiefe sich in das Studium seiner Augen, und sie werden ihm das Richtige erzählen.“

Die Mode der Weinsärben. Die Farbensinfonie, die uns in der neuenaison im Ballaal auf den Kleidern der Damen entgegenleuchtet, hat eine ganz besondere Note. Die zarten Pastellfarben, die bisher das Bild einer stärkeren Koloristik abdämpften, sind verschwunden, und neue Farbtöne treten an ihre Stelle, bei denen sich die Mode von der Farbe der Weine hat antingen lassen. Die beliebteste Modesfarbe ist Weinrot, und zwar in allen Schattierungen vom tiefen Burgunder bis zum lichtesten Rotwein. Aber auch bei den Weißweinen macht man Anleihen. Da gibt es Toiletten im tiefen Goldgelb des Rheinweines und im hellen glitzernden Licht des Champagners. Eine der modernsten Farben heißt „Mojelle“ und ähnelt den Ton des Moselweines nach; es ist ein helles, silbrig, fast durchsichtiges Gelb.

Hygiene und Heilkunde

Krebs und Beruf. Das Medizinische Untersuchungsamt der englischen Regierung hat einen Sonderbericht verschiedener Ärzte über das Vorkommen des Krebses in den einzelnen Berufen herausgegeben, über den in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ berichtet wird. 46 113 Krebstodesfälle bei Männern aus den Jahren 1910 bis 1912 wurden untersucht. Man fand eigentlich Gewerbetreibende nur bei den Kaminfebern und den Baumwollspinnern. Doch konnte festgestellt werden, daß Alkoholiker, Raucher und Sopphiliter besonders zu Krebsen der Zunge und der oberen Verdauungs- und Atemwege neigen. Bei anderen Gewerben tritt eine Disposition für Krebsentwicklungen im Zusammenhang mit beruflichen Schädigungen auf, wie z. B. beim Gastwirtsgewerbe, bei den Handlungsgeschäften und Barbieren. Besonders deutlich ist der Gewerbetrieb bei den Baumwollspinnern, bei denen sich aus den letzten 50 Jahren 539 Fälle nachweisen ließen. Es gibt 23 000 betätigte Arbeiter in England; sie bekommen 3 mal häufiger diesen Krebs als andere steirische Männer. Niemals wurde ein Fall beobachtet, bei dem der Krebs nicht wenigstens 10 Jahre lang sich der dauernden Beschäftigung mit Paraffinöl in diesem Beruf ausgesetzt hatte. Man benötigt allerdings in Lancashire schon lange gereinigtes Paraffinöl für diese Maschinen, ohne daß aber dadurch das Entstehen des Krebses vermieden werden wäre. In dem Bericht werden auch interessante Beobachtungen aus dem Londoner Krebsinstitut mitgeteilt. Man bemerkte bei Mäusen eine bestimmte Aussichtslosigkeit ihrer Innerierung und wählte sie dann regelmäßig mit Tox. bis Krebs austrat. Bei diesen Tieren trat der Krebs später auf als bei Kontrolltieren, wodurch die Behauptung widerlegt wird, daß anästhetische Dämpfe keinen Einfluß auf Krebs prädisponieren.